

Tobias Specker SJ

P. Dr. Tobias Specker SJ vertrat nach seinem Ordenseintritt zunächst die Bereiche „interreligiöser Dialog“ und „biblische Theologie“ am Heinrich-Pesch Haus in Ludwigshafen. Nach der Tätigkeit als Islambeauftragter der Diözese Speyer studierte er von 2010 bis 2013 „Islamische Studien“. Zurzeit ist er Juniorprofessor der Stiftungsprofessur „Katholische Theologie im Angesicht des Islam“ an der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen.



Tobias Specker SJ

„Nirgendwo bist du mehr/ als im auge des anderen“

Ordensleben aus der Hochachtung des Anderen

Ankara, es ist 4:15 Uhr morgens. Ich schreke aus dem Bett hoch, weil der Muezzin ruft. Oder genauer gesagt, weil mit großer Lautstärke die Straße mit der schlechten und knackenden Tonaufnahme eines nicht übermäßig begabten Gebetsrufers beschallt wird. Es dauert keine zwei Minuten, dann denke ich: Das haben die absichtlich gemacht. Die wissen, dass hier Christen wohnen. Das ist extra laut und der Lautsprecher ist bestimmt vor unserem Fenster angebracht.

So erinnere ich mich und sogleich kommt eine zweite Szene hinzu: Frankfurt-Oberrad, halb vier nachmittags, an der Supermarktkasse des Rewe. Ich bin der letzte in der Schlange, habe die Sachen gerade auf das Band gelegt, da kommt ein Mensch mit sogenanntem Migrationshintergrund, balanciert vollbeladen seine Einkäufe in den Händen. Als er sie gerade auf das Band legen will, knallt ihm die Kassiererin mit Frankfurter Charme das Schild vor die Nase:

Kasse geschlossen. Die Auseinandersetzung geht gleich in die Vollen und es dauert keine Minute bis die Worte fallen: „Dann gehen Sie doch dahin, wo Sie hergekommen sind.“ Und die Antwort lässt nicht auf sich warten: „Sie haben das extra gemacht, Sie hassen Ausländer.“

Das Leben in der Fremde, das Leben mit Menschen, die man als fremd empfindet und das Leben im Eigenen, das einem unvertraut wird, ist zweifellos eine Herausforderung. Erst weil ich dem Fremden ausgesetzt bin, es mir nahe rückt, frage ich auch nach meiner Identität. Identitätsfragen sind immer Krisenfragen. Solange mir etwas selbstverständlich ist, brauche ich nicht zu fragen, kann es aber auch nicht. Was ich als einzelne Person, als Ordenschrist und als Gemeinschaft bin, wächst nur aus der Befremdung. Umgekehrt gilt für das, was mir fremd ist, die kluge Aussage von Ortfried Schäffter: „Fremdheit ist keine Eigenschaft von Dingen oder

Personen, sondern ein Beziehungsmodus, in dem wir externen Phänomenen begegnen. Fremdheit ist ein relationaler Begriff, dessen Bedeutung sich nur dann voll erschließt, wenn man seine eigenen Anteile in diesem Beziehungsgeschehen mit zu berücksichtigen vermag.“¹ Fremdheit ist also Beziehung und will als Beziehung gelebt werden. Was heißt das, genauerhin? Stellen wir die Linse noch etwas schärfer: Die Pädagogin Astrid Messerschmitt unterscheidet in Bezug auf den Umgang mit Fremden drei verschiedene Blicke:²

Der erste Blick ist der ignorierende Blick: Er sieht Fremde(s) als Eigenes. Der Andere, so ist seine Wahrnehmung, ist wie ich. Dieser Blick sucht den kleinsten gemeinsamen Nenner und flieht so aus Fremdheit. Er umgeht das Störende und redet es klein. Er akzeptiert den Anderen auf der Grundlage der Gemeinsamkeit, weil er (letztlich) so ist wie ich.

Der zweite Blick ist der projizierende Blick: Er weiß alles über den Anderen, oftmals mehr als dieser selbst, und er ist auch gerne bereit, es dem anderen zu erklären. Wichtig ist ihm nur, dass der Andere möglichst anders ist, ja, er redet gerne von „vollkommen unvergleichbar“. Und wichtig ist, dass der Andere auch so bleibt – denn nur so findet er im Anderen ein statisches Gegenüber.

Astrid Messerschmidt benennt diesen zwei problematischen Begegnungsformen gegenüber einen dritten Blick, der in deutlicher Nähe zum Symposiumsthema ist: Es ist der zerstreue Blick. Er schreibt Fremdheit nicht fest. Er kann die Grenzen zwischen Eigenem und Fremden nicht definitiv bestimmen: Der Andere ist niemals ganz anders, sondern eine immer neue Kombination aus verschiedenen Merkmalen, von de-

nen manche hervortreten und andere im Hintergrund bleiben. Auch der Mensch ist wie ein Bild mit Vordergrund und Hintergrund und kein Bild besteht jemals nur aus einem Merkmal. Von hierher ergibt sich ein neuer Blick auf die Frage: Was bin ich? Wer sind wir? Was ist mein Eigenes im Vergleich zum Fremden? Es lohnt sich, hier einmal ausführlich auf den französisch-libanesischen Autor Amin Maalouf zu hören:

„Von Zeit zu Zeit mache ich etwas, das ich ‚meine Identitätsprüfung‘ nennen möchte, so wie andere sich einer Gewissensprüfung unterziehen. [...] Ich durchforste mein Gedächtnis, um die größtmögliche Menge an Identitätsmerkmalen zutage zu fördern, ich trage sie zusammen, stelle sie in eine Reihe und weise keines zurück. [...] Daß ich christlicher Herkunft bin und Arabisch, die heilige Sprache des Islam, meine Muttersprache ist, gehört zu den fundamentalen Widersprüchen, die meine Identität geformt haben. Diese Sprache verbindet mich mit all jenen, die sie täglich in ihren Gebeten benutzen und die sie in ihrer großen Mehrheit weniger gut beherrschen als ich. [...] Andererseits stiftet meine Zugehörigkeit zum Christentum – ob als bloßes soziologisches Faktum oder aus innerer Überzeugung, tut nichts zur Sache – ein bedeutsames Bindeglied zwischen mir und rund zwei Milliarden Christen in der Welt. Viele Dinge unterscheiden mich von jedem Christen wie von jedem Araber oder Muslim, doch mit jedem von ihnen verbindet mich auch eine unbestreitbare Verwandtschaft. [...] Betrachte ich also die beiden Teile meiner Identität gesondert, fühle ich

mich – sei es durch die Sprache oder die Religion – mit gut der Hälfte der Menschheit verbunden; beide Faktoren zusammengenommen, sehe ich mich mit meiner Sonderrolle konfrontiert. Ich könnte die gleiche Beobachtung bei anderen Zugehörigkeiten wiederholen: [...] Jede meiner Zugehörigkeit verbindet mich mit einer Vielzahl von Menschen; dagegen erweist sich meine Identität als umso unverwechselbarer, je mehr Zugehörigkeiten ich in Betracht ziehe.“³

Ich entnehme den Gedanken von Maalouf zwei hoffnungsvolle Impulse. Den ersten: Das Eigene ist kein Binnenraum, der gegen das Andere von außen geschützt werden muss. Im Gegenteil: Das Eigene ist eine unverwechselbare Kombination von Merkmalen, die ich jedoch jeweils mit anderen teile – das heißt, jedes einzelne Element meiner Einzigartigkeit hat auch jemand anders. Ich muss nicht unbedingt etwas haben, das der Andere nicht hat. Eigenes entsteht nicht aus der unvergleichlichen Originalität eines „das habe nur ich“, sondern aus der individuellen Zusammenstellung. Das gilt für einzelne, aber auch für das Charisma von (Ordens-)Gemeinschaften. Und den zweiten: Was ich oftmals als zerstreut erlebe, dass ich nämlich vieles vereinen muss in einer Person, an einem Ort, in einer Gemeinschaft, das ist auf seiner positiven Rückseite die Chance, dass ich neu mit anderen verbunden bin. Denn die vielen Elemente, die mein Eigenes ausmachen, sind alles Kontaktflächen mit anderen. So kann ich mich auch persönlich nach einem Tag trösten, an dem ich zu nichts gekommen bin, weil ständig etwas dazwischen gekommen ist: Oftmals sind gerade die Störungen die

unverhofften Kontaktflächen und -orte gewesen. Ein Lob also der Zerstreutheit! Diese allgemeinen Überlegungen haben eine aktuelle Relevanz und, so möchte ich behaupten, auch eine besondere Bedeutung für das Leben von Ordenschristen. Eine aktuelle Relevanz, weil man mit dem Thema der Identität den wahrscheinlich umstrittensten Platz der nächsten Jahrzehnte betritt. Die Tendenz, Identität durch einen unveränderlichen Kern, durch Abgrenzung und Abwertung anderer zu bestimmen, nimmt zu und wird auch weiter zunehmen. Der Rabbiner Jonathan Sacks diagnostizierte bereits vor einem Jahrzehnt: Die Konflikte des 21. Jahrhunderts werden nicht um Ideologien, sondern um Identitäten geführt.⁴

Autoreninfo

Die genauen Angaben zum Autor finden Sie in der gedruckten Ausgabe.

Eine Bedeutung für das Leben von Ordenschristen, weil meines Erachtens gerade Ordenschristen zum Thema der Identität Eigenes zu sagen haben. Mirjam Schambeck hat den schönen Gedanken geäußert, dass Ordensleben von seiner Idee her das Gegenteil von Sicherheit ist.⁵ Existenziell ausbuchstabiert hatte dies Timothy Radcliffe bereits in seinem Brief von 1996 „Die Berufung zum Ordensleben: Die gewohnten Zeichen der Identität hinter sich lassen“.⁶ Radcliffe zeigt zunächst die prekäre, gefährdete Seite der Suche nach Identität, die alles vorschnelle Lob der „bricolage“

des Konstruierens von Identität, der unzulässigen Harmlosigkeit überführt:

„Jemand zu sein, heißt nicht, aus dem Regal des Supermarktes eine Identität herauszugreifen, es heißt dem zu antworten, der mein Leben ruft. Identität ist eine Gabe: auf unsere absonderliche Weise machen wir das Drama jeder menschlichen Suche nach Identität explizit, indem jeder Mensch versucht, einen Widerhall der göttlichen Stimme zu erhaschen.“ (104)

Diese Grundannahme zeigt aber umgekehrt, dass Ordensleben gerade aus der Unsicherheit der Identität lebt. Ordensleben ist das Gegenteil von Sicherheit, weil es die üblichen Zeichen der Identität hinter sich zu lassen versucht:

„In einer Gesellschaft, in der Identität schon so fragil, so unsicher ist, geben wir Dinge auf, nach denen Menschen um der Sicherheit willen suchen: die Stützen unserer unsicheren Ahnung davon wer wir sind. Unentwegt stellen wir die Frage: ‚Wer sind wir?‘ Aber wir sind doch diejenigen, die die gewohnten Zeichen von Identität aufgeben. Genau die sind wir! Kein Wunder, dass wir Probleme haben! Zuallererst zeigen wir, dass menschliche Identität Gabe ist. Keine selbstgeschaffene Identität ist jemals dem adäquat, der wir sind. Jede kleine Identität, die wir uns in dieser Gesellschaft erarbeiten können, ist einfach zu klein. Und zweitens zeigen wir, dass menschliche Identität nicht ein für alle mal gegeben ist. [...] Sich der Stützen zu entledigen, ist ein Zeichen dafür, dass jede menschliche Identität eine Überraschung, ein Geschenk und ein Abenteuer ist.“ (105f.)

Dies bedeutet, dass gerade Ordensleute dafür einstehen können, dass Identität nicht abgeschlossen, nicht exklusiv und nicht abgrenzend bestimmt ist. Wenn Ordensleben eine eigene Identität hat, so besteht sie darin, existenzielle Grunderfahrungen zu konzentrieren, die jeder Existenz zugrundeliegen, die aber in „weltlichen“ Lebensentwürfen nur begrenzt ausgelebt werden können: Bedürftigkeit, Misserfolg und existenzielle Unsicherheit, aber auch Überraschung, plötzlich offene Türen und ungeplante Begegnungen. Gerade von hierher könnten Ordensleute diejenigen sein, die der Versuchung zum Identitären widerstehen. Denn das Identitäre verwechselt Identität mit klaren Außengrenzen, Gemeinschaftsleben mit Gruppenzugehörigkeit und Klarheit mit rücksichtslosem Durchsetzungsvermögen.

Diese Haltung, die sich hier andeutet, kann abschließend noch einmal auf ein großes Wort gebracht werden – „Hochachtung“. Es ist dieses Wort, mit dem das Konzil die Haltung der katholischen Christen zu den Muslimen bestimmt. Aber es gilt nicht nur für Muslime, sondern für ein Leben in der Zerstreuung insgesamt, ja es ist ein Wort, das dem zerstreuten Blick eine positive Form und eine Haltung gibt. Wer mit dem Satz „Alle Achtung!“ die Augenbrauen hochzieht oder mit dem Ausruf „Hut ab!“ imaginär den Kopf entblößt, zeigt, dass die Achtung zunächst mit einer Bewegung verbunden ist, sich zurückzunehmen und dem Anderen Raum zu geben. In geistiger Hinsicht ist dies durchaus als eine gewisse Selbstrelativierung, als Einsicht in die eigene Begrenztheit zu verstehen. Sodann ist die Achtung auch mit einer Zuwendung zum Anderen verbunden: Im Gegensatz zur Ehrfurcht senkt die Achtung den

Blick nicht, sondern schaut den Anderen achtungsvoll an. Sie tut dies weiterhin in einer Bereitschaft auf den Anderen einzugehen, sich ihm gegenüber zu öffnen. Achtung hat also auch mit Beachtung, sogar mit Zustimmung zum Anderen zu tun. Schließlich wird Achtung im alltagssprachlichen Sinne jemandem *um etwas willen* erwiesen. Dieses, um dessen willen Achtung erfolgt, sagt dabei zumeist etwas über die eigenen Ideale dessen aus, der die Achtung erweist. So sehr Achtung also auf den Anderen konzentriert ist und sich um ihn herum sammelt, so sehr ist sie nicht ohne das Eigene, den eigenen Horizont möglich. Sie ist keine Preisgabe des Eigenen, sondern eine spannungsvolle Beziehung zwischen den eigenen Prioritäten und der Achtung des Anderen als Anderen. In gewissem Sinne ermöglicht der Andere mir, ich selbst zu sein, ist Einladung, mit mir in Berührung zu kommen. Diese Haltung der Hochachtung will eher gelebt als definiert werden, deshalb sollen die letzten Worte auch dem Dichter gehören, der die Haltung besser ins Wort bringt, als alle terminologischen Beschreibungen:

*das auge des anderen
nirgendwo bist du mehr
als im auge des anderen
nur er kennt dein gesicht
du wirst es nie sehen
ohne das auge des anderen
spiegel deiner würde*

*nirgendwo bist du größer
als im barmherzigen blick
deines nächsten⁷*

-
- 1 Schäffter, Ortfried: Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit. Abzurufen unter: https://www.erziehungswissenschaften.hu-berlin.de/de/ebwb/team-alt/schaeffter/downloads/III_19_Modi_des_Fremderlebens_Endv.pdf (24.05.2016) Erstmalig in: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991, S. 11-42.
 - 2 Vgl. Messerschmidt, Astrid: Befremdungen – oder wie man fremd wird und fremd sein kann, 224f. In: Schreiner, Peter; Sieg, Ursula; Elsenbast, Volker (Hg.): Handbuch interreligiöses Lernen. Gütersloh 2005, 217-228. Vgl. auch Agai, Bekim: Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was (?) erzählen. Der Reisebericht als kulturübergreifende inszenierte Grenzerfahrung – Ein Vergleich der Reiseberichte des Ägypters Tahtāwī, des Osmanen Muhibb Efendi und des Preußen von Moltke, 16f. In: Ders./Pataki, Zita Ágota (Hg.): Orientalische Reisende in Europa – europäische Reisende im Nahen Osten. Bilder vom Selbst und Imaginationen des Anderen. (Bonner Islamstudien Band 19). Berlin 2010, 13-39.
 - 3 Maalouf, Amin: Mörderische Identitäten. Frankfurt a.M. 2000, 19f.
 - 4 Vgl. Sacks, Jonathan: Wie wir den Krieg der Kulturen noch vermeiden können. Gütersloh 2007.
 - 5 Schambeck, Mirjam: Von Siedlern und Suchern. Ordensleben zwischen Sesshaftigkeit und Ausschauhalten, 347. In: GuL 88 (2015), 344-352.
 - 6 Die folgenden Zitate sind entnommen aus: Radcliffe, Timothy: Gemeinschaft im Dialog. Ermutigung zum Ordensleben. Leipzig 2001.
 - 7 Bruners, Willi: Niemandland Gott. Gedichte und Meditationen. Innsbruck 2015, 13.